



LEKTÜRE-FAZITS

Vertiefungslektüre

Kurs VII Bücher 1,2,5,7,8 und 10

Inhaltsverzeichnis

KVIIB2 – Professionalisierung der Mediation	2
§1 Zur Rolle der Theorie	2
§2 Schreibende Praktiker	2
§3 Expertenparadox	2
KVIIB1 – Traditionelle Konfliktmittlungsverfahren	3
§4 Autonome Selbstentmündigung	3
§5 Sein und Sollen des Mediators	3
§6 Westlich-Christliche Harmonie	3
KVIIB5 – ADR-Entwicklung in den USA	4
§7 Der Primat des Konkreten – »Make the forum fit the fuss!«	4
§8 Ironie des Establishment	4
§9 Mediationsbereitschaft externalisieren	4
KVIIB7 – Online Dispute Resolution	5
§10 Mediales Empowerment	5
§11 Zwei Seiten einer Medaille	5
§12 Ein non sequitur	5
KVIIB8 – Mediation und Gender	6
§13 »Gender« – ein politischer Begriff?	6
§14 Die Schattenseite des Ideals	6
§15 Qualität statt Quantität	6
KVIIB10 – Co-Mediation	7
§16 »Rein hypothetisch gesprochen...«	7
§17 Co-Mediation für Anfänger	7
§18 Aus welchem Stall kommst du?	7
Anmerkungen	8
Literatur	8

KVIIB2 – Professionalisierung der Mediation

§1 Zur Rolle der Theorie Wie Stichweh (1994 : 367sq) ausführt, erschöpft sich Profession – anders als in der vormodernen Bedeutung des Wortes – nicht in der »Vermittlung von Wissen«. Diese ist jedoch auch für den modernen Professionsbegriff weiterhin konstitutiv, auch wenn die »Anwendung von Wissen unter Handlungszwang« zusätzlich einen Praxisbezug des Wissens fordert, wo immer es sich um Profession handeln soll. Dabei hat Stichweh eher eine »Top-Down«-Bewegung im Blick, bei welcher wissenschaftlich generiertes Wissen in die Praxis getragen wird, anstatt einer »Bottom-Up«-Bewegung, die aus der Praxis generiertes Handlungswissen zu einer akademischen Theorie ausbauen würde.

Gerade eine solche »Bottom-Up«-Bewegung stünde aber dem »Geist der Mediation« bedeutend näher (cf. z.B. die Ausführungen von Mary Parker Follett zum Primat des Konkreten in §7). Es liegt aber im Wesen aller Theorie, dass sie Allgemeinheit beansprucht. Sollte also eine Profession notwendig auf dieser Art Wissen fußen, wäre die Entwicklung der Mediation zu einer solchen, erheblich behindert.

§2 Schreibende Praktiker Sprondel (1979 : 147) weist auf einen überaus interessanten Aspekt des Wissens bei der Ausbildung von Experten-Laien-Systemen hin. Dieser »besteht in der unabdingbaren Objektivierung subjektiver Erfahrungen«. Prominent ist hierbei die »Formulierung des Wissens als explizites Wissen im Rahmen eines Zeichensystems, insbesondere dem der Sprache«.

Gerade dieser Aspekt der Objektivierung scheint indessen organisch gewachsenen Zügen vieler Ansätze in der Mediation zu widerstreiten: Immer wieder findet sich der Verweis, auf die Unmöglichkeit, über eine Vielzahl Fälle zu verallgemeinern, und die Wichtigkeit einer Einzelfallbetrachtung frei von theoretischem Dogmatismus (cf. §7). Beispielsweise behauptet Patera (2001 : 227), dass »der Mediator sein eigenes Instrument ist«, womit er meint, dass analytisch nicht auflösbare, nicht objektivierbare Persönlichkeitszüge des Mediators für den Erfolg ausschlaggebend sind. Diese sind aber notwendig subjektiv und nicht – oder nur sehr eingeschränkt – objektivierbar. Sie können nicht wie Wissen als Instrument weitergegeben werden.

Im Mediationsdiskurs äußert sich dieser Umstand durch die Dominanz »schreibender Praktiker« (Kriegel-Schmidt 2012 : 24 Fußnote 12), für die kein genuines Erkenntnisinteresse leitend ist. Vielmehr dominiert bei ihnen die Praxis die Theorie auf zweierlei Weise: Erstens als Quelle der Erkenntnis – viele Aussagen werden eher anekdotisch als empirisch oder deduktiv untermauert (siehe hierzu auch §15). Zweitens ist die Praxis auch Maßstab, an dem sich die Theorie bewerten lässt. So verfeinert der schreibende Praktiker seine Begriffe nur bis zu dem Grad an Trennschärfe und Widerspruchsfreiheit, der für seine Praxis erforderlich ist.

§3 Expertenparadox Dauner (2010 : 88) weist auf ein grundsätzliches Dilemma der Professionalisierung von Mediation hin: Dass sich nämlich »die Mediation als neuer Expertenberuf zu etablieren versucht, indem sie ausdrücklich oder jedenfalls implizit Expertenkritik übt«. Mediation wurde nicht zuletzt deswegen als alternative Konfliktbeilegungsmethode lanciert, weil sie den Beteiligten die Deutungs- und Entscheidungshoheit über ihren eigenen Konflikt zurückzugeben versprach (cf. Maiwald 2004 : 27). Die Autonomie der Parteien als das sozusagen »höchste Gut der Mediation« steht aber in einem deutlichen Spannungsverhältnis zu einem Experten, der sich als Konfliktlöser präsentiert. Ich sehe diese Gefahr vor allem bei dem Modell, das Geiseler (2013) als »Service-Delivery« bezeichnet, bei dem sich der Mediator als Dienstleister anbietet und Einigung als fest vorgegebenes Ergebnis verkauft.

KVIIB1 – Traditionelle Konfliktmittlungsverfahren

§4 Autonome Selbstentmündigung Carlo Schmid war der Meinung, »daß es nicht zum Begriff der Demokratie gehört, daß sie selber die Voraussetzungen für ihre Beseitigung schafft« (Wernicke, Booms und Vogel 1975 : 36). Analog ist festzustellen, dass die Autonomie des Einzelnen dort ihre Grenze haben muss, wo sie Gefahr läuft, sich selbst die Grundlage zu entziehen. So in dem von Nader und Ou (1998) beschriebenen Fall, bei welchem die traditionelle Konfliktkultur von Indianerstämmen gegen diese ausgespielt wurde, um nukleare Abfälle in ihrem Reservat lagern zu können. Wiederholte Hinweise auf die Freiwilligkeit des Vorgangs und die Entscheidungsautonomie trugen ironischerweise dazu bei, dass die Indianer sich auf dieses Geschäft einzulassen drohten. Dies bestätigt empirische Ergebnisse von Joule und Beauvois (2002 : 73sq), nach denen das Gefühl der Freiheit (»sentiment de liberté«) ebenso geeignet ist, ein bestimmtes Verhalten zu erzeugen, wie das Gefühl der Verpflichtung. Unterbreitet man einem Gesprächspartner ein Angebot, begleitet von der Botschaft, er sei völlig frei, dieses abzulehnen, so erhöht dies signifikant die Wahrscheinlichkeit, dass er es annimmt.

Im Ergebnis hätte eine »autonome«, »freiwillige« Entscheidung der Indianer zu einer erheblichen Beschneidung dieser ihrer Autonomie geführt, da bei einer Lagerung nuklearer Abfälle eine starke Kontrolle durch US-Behörden und ein Verzicht auf spätere Rechtsmittel einhergegangen wären (cf. Nader und Ou 1998 : 39) – die Autonomie hätte sich selbst beseitigt.

§5 Sein und Sollen des Mediators Gulliver (1979 : 217) formuliert die Auffassung: »I suspect that the truly disinterested, impartial mediator is in fact rather rare. He may perhaps be quite impartial toward the two parties but be quite partial toward his own interests, sometimes at the expense of one or both disputants«. Zunächst könnte man versuchen, hier die Begriffe >disinterested< (>interesselos<) und >impartial< (>unparteiisch<) wie folgt zu unterscheiden:¹ Interesselos ist ein Mediator, wenn er weder *in* der Mediation eigene Binnenziele noch *mit* der Mediation Metaziele (cf. Geiseler 2013) verfolgt. Unparteiisch ist er, solange er keine Interessen verfolgt, die einer der Parteien einseitig zum Nachteil gereichen.

Ich empfand es bei der Lektüre von Gullivers Text als Defizit, dass er die verschiedenen Ebenen, auf denen Interessen angesiedelt sein können, nicht unterscheidet; zumal seine Ausführungen den Eindruck erwecken, als wolle er eine gesteigerte Akzeptanz nicht pauschal für alle Kategorien fordern. Es besteht ja durchaus ein Unterschied zwischen einem Mediator, der mit einer für beide Parteien befriedigenden Streitbeilegung seinerseits ein Metaziel verbindet (etwa ein Land, dass einen Streit zwischen Nachbarstaaten schlichten möchte (cf. Gulliver 1979 : 215)), und einem »divide-et-impera-Mediator«, der gar keine Einigung unterstützt, beide Parteien schwächen will, um seine eigene Position in der Gesellschaft zu stärken (cf. ebd. : 217).

Gullivers Aussage ist zunächst einmal deskriptiv und stellt fest, dass vollkommen unparteiische Mediatoren faktisch selten anzutreffen sind. Darüber hinaus empfiehlt Gulliver aber auch angesichts dieser Lage – nunmehr präskriptiv – einen »gesunden Zynismus«, der diese Qualitäten nicht lupenrein von jedem Mediator fordert (ebd. : 217). Dieser Übergang von bloßen Fakten auf eine normative Aussage ist aus verschiedenen Gründen problematisch; nicht zuletzt, weil sie einen Kulturrelativismus zum Hintergrund hat, vor dem auch der empfohlene Zynismus nicht mehr als universell gesund ausgezeichnet werden könnte.

§6 Westlich-Christliche Harmonie Als kleine, aber wertvolle Anregung habe ich den Hinweis von Colson (1995 : 3sq) festgehalten, Anthropologen westlicher Herkunft würden Harmonie deshalb überbewerten, weil sie aus einer Kultur stammten, die durch vergleichsweise wenig Gemeinschaftssinn geprägt sei. Da Konflikte unter solchen Bedingungen eine destruktivere Wirkung entfalten können, müssen sie möglichst effizient beigelegt werden. Man mag die agonalen, konkurrenzorientierten Züge westlicher Gesellschaften im Widerspruch hierzu sehen. Doch geht diese – bei näherer Betrachtung – mit einer sehr entwickelten Regulierung einher, die bedrohliche Konflikte auf formalem Wege verhindern soll.

KVIIB5 – ADR-Entwicklung in den USA

§7 Der Primat des Konkreten – »Make the forum fit the fuss!« Durch diese griffige Formulierung bringt Mary Parker Follett (Davis 1989 : 230) eine Erkenntnis auf den Punkt, die – wenigstens in den USA – am Anfang jener Bewegung stand, aus der sich auch die Mediation in ihrer modernen Gestalt entwickeln sollte. Es ist dies die Auffassung, »that the process used to settle a conflict should be in some way tailored to the particular situation« und dass »[t]he search in the settling of disputes should always be for the best future activities of the parties concerned« (ebd. : 230). Zweierlei ist hier ausgedrückt: Erstens die Vorstellung, dass abstrakte Prinzipien, wie diejenige des Rechts, dem Einzelfall allzu oft Gewalt antun. Zweitens drückt sich hier die utilitaristische Haltung aus, nach welcher die Erfüllung bzw. Nichterfüllung individueller Interessen und nicht etwa eines deontologischen Moralprinzips den einzigen Bewertungsmaßstab für eine Handlung abgibt. Im Fall der Mediation sind das die Interessen der beteiligten Parteien, nicht etwa ein deontologisches Moralprinzip.

Im gleichen Fahrwasser bewegt sich Folletts Bemerkung, die Streitbeilegung müsse lebensweltlich verankert, statt auf abstraktem Niveau ausgetragen werden: »from our concrete activities spring both the power and the guide for those activities. Experience is the dynamo station; here are generated will and purpose« (ebd. : 226). Auch hier wendet sie sich gegen die Anwendung abstrakter Prinzipien auf konkrete Einzelfälle, denen sie ja doch nicht gerecht werden könnten.

Die enorme Hoffnung und das revolutionäre Pathos, die aus Folletts Worten sprechen, geben ein Zeugnis von der idealistischen Aufbruchstimmung, welche die Anfänge der Bewegung in den USA begleitete. Dass sie inhaltlich alles andere als unproblematisch sind, zeigt sich u. a. in der Figur des Expertenparadoxes (cf. §3), das Probleme bei der Professionalisierung von Einzelfallschläue aufweist, und an den Gefahren, die ein allzu schneller Verzicht jede Form von Gerechtigkeitsprinzipien nach sich ziehen kann (cf. §14 und §4).

§8 Ironie des Establishment Della Noce (2001 : 550) weist auf das Problem einer Verengung des Nutzens alternativer Streitbelegungsverfahren auf den Faktor »case management« hin, also die Entlastung der Gerichte durch »erfolgreiche« Mediationen. Die hehren, humanistischen Metaziele, welche die ADR-Bewegung anstießen (cf. §7) erwiesen sich historisch – dort wo sie in Konkurrenz zu den materiellen Vorteilen eines schnellen und effizienten Service-Delivery-Ansatzes traten – als zahnlos.

Nach Della Noce (ebd. : 555) war es dann die Akademisierung der ADR-Bewegung, die durch theoretisches Gewicht die ursprünglichen, hehren Ziele wieder ins Recht setzte. Anschließend an die Ausführungen von Mary Parker Follett (cf. §7) sehe ich darin eine gewisse Ironie: Dass nämlich eine Bewegung, die sich als lebensweltliche Abkehr vom vermeintlich fruchtlosen theoretischen Diskurs² verstand, eben durch Etablierung in diesem Diskurs wieder zu ihren Wurzeln fand. Eine Zuspitzung dieser Ironie zum Paradox wird in §3 vorgestellt.

§9 Mediationsbereitschaft externalisieren Baer (cf. 2001 : 138) weist auf gelegentliche Befürchtungen hin, dass die Anregung eines Mediationsverfahrens durch eine Partei von der jeweils anderen als Schwäche aufgefasst werden kann. Befürchtungen dieser Art können seiner Ansicht nach gemindert werden, wenn der Vorschlag durch das Gericht erfolgt. Eine ähnliche Chance eröffnet die CPR-Pledge (cf. Zehle 2006 : 22): Diese soll »benefit signatories by signaling their mutual willingness to approach the resolution of disputes in constructive, reliable, and commercially rational ways that give them maximum control over the process, the outcome, and related costs«. ³ Wenn die Bereitschaft zur alternativen Konfliktbeilegung schon im Vorfeld in Form einer allgemeinen Richtlinie festgelegt ist, kann diese nicht so einfach im besonderen Fall als Schwäche oder Zweifel an der eigenen Rechtsposition ausgelegt werden.

KVIIB7 – Online Dispute Resolution

§10 Mediales Empowerment Fietkau, Renz und Trénel (2001 : 133) weisen auf den Vorteil textbasierter, asynchroner Kommunikation hin, »die eigenen Beiträge besser zu kontrollieren und die Beiträge der Verhandlungspartner in Ruhe zu beurteilen, was besonders verhandlungsunerfahrenen Personen zugute kommt«. Vergleichbar der Wahl des Settings bietet somit auch die Wahl des Mediums eine Möglichkeit zum Empowerment. Im Vergleich zu asymmetrischen Maßnahmen scheint mir hier die Gefahr des » Empowerment-Dilemmas« (cf. Breidenbach und Gläser 1999 : 211) geringer. Greift der Mediator asymmetrisch in das Verfahren ein (etwa durch erhöhte Aufmerksamkeit für eine Partei), »wird die andere Seite diese Interventionen als einseitige Unterstützung der anderen Partei empfinden und beginnen, die Unparteilichkeit des Mediators in Frage zu stellen« (ebd. : 211). Durch eine Änderung des (medialen) Settings wird das Empowerment indessen nicht durch Ungleich- sondern durch Gleichbehandlung erzielt und dürfte weniger Anlass geben, die Allparteilichkeit des Mediators gefährdet zu sehen.

§11 Zwei Seiten einer Medaille Interessant sind zwei gegensätzliche Wirkungen ein und desselben Mechanismus in zwei verschiedenen Prozessen, die Rickert (2009 : 170) beschreibt. Die Tatsache, dass am »virtuellen Tisch« das Rederecht formal erteilt und entzogen wird, führt dazu, dass derzeit »stumme« Parteien in keiner Weise Gehör finden können – weder verbal noch nonverbal. Während der eine Mediand insbesondere den Vorteil sah, seine eigene Sicht ohne jegliches Störfeuer der anderen Partei darlegen zu können, empfand diese ihren Ausschluss als eher belastend. Ob dies umgekehrt auch galt, wird zwar nicht explizit beschrieben; es ist allerdings keineswegs auszuschließen, dass verschiedene Personen, die gleiche Situation jeweils anders empfinden.

In hoch eskalierten Konflikten mag es – besonders in der Phase der Themenerhebung – ein Vorteil sein, die Einmischung der jeweils nicht im Fokus stehenden Partei mechanisch ausschließen zu können. Nach meinen bisherigen Erfahrungen in Rollenspielen sind indessen die nonverbalen Signale der anderen Partei oft hilfreiche Indikatoren für tiefer liegende Schichten eines Konflikts, die bei Beschränkung auf explizite Äußerungen schwerer zu erreichen sein dürften.

§12 Ein non sequitur Sowohl Rickert (cf. ebd. : 168) als auch Katsh (2004) schließen aus der Tatsache, dass ein »Konflikt [...] im Internet entstanden« ist, »dass es sinnvoll und logisch ist, auch die Klärung online abzuwickeln«. Dieser Schluss mag nahe liegen, scheint mir aber keineswegs zwingend. Gerade angesichts der Tatsache, dass Konflikte in der vermeintlichen Anonymität des Internets allzu schnell eskalieren (Stichwort »Shitstorm«), mag es in gewissen Situationen eher ratsam sein, einen dort entstandenen Konflikt face-to-face zu vermitteln. Sollte beispielsweise eine (prominente) Person Klage wegen einer im Internet gefallenen Beleidigung erheben wollen, so kann bei einem Vermittlungsversuch face-to-face wahrscheinlich eher die Erkenntnis gefördert werden, dass hinter den am Bildschirm gelesenen Worten echte Menschen aus Fleisch und Blut mit den typischen Verletzlichkeiten stehen.

KVIIB8 – Mediation und Gender

§13 ›Gender‹ – ein politischer Begriff? Eine Beobachtung zog sich für mich durch das ganze Buch: Der Begriff ›Gender‹ wird aus dem Englischen, wo das entsprechende Wort in vollem Gebrauch steht, in die deutsche Sprache eingeführt, als solle er hier die gleiche Lücke schließen wie dort (cf. Stephan und Braun 2006 : 3). Erst durch ihn kann, so Stephan und Braun (ebd. : 3), »eine Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht getroffen werden, die im deutschen Sprachgebrauch in dieser Weise [d.h. ohne den Genderbegriff] nicht möglich ist«. *Es ist dann allerdings durchaus befremdlich, dass der Begriff im weiteren Verlauf so gut wie nicht verwendet wird.* Der Begriff wird indessen sehr oft bezeichnet: Er kommt fast ausschließlich in metasprachlichen Kontexten vor, wo seine Wichtigkeit für den Diskurs beschworen wird. Wo nämlich die von diesem Begriff bezeichnete Sache, das soziale Geschlecht, bezeichnet wird, kommt wieder deutsches Vokabular zum Einsatz.⁴

Wie ist dieser Befund zu erklären? Von der Wissenschaft werden Begriffe üblicherweise eingeführt, um bestimmte Teile aus der Realität präzise herauszuschneiden und zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machen zu können. Dies scheint mir nicht der Fall des Genderbegriffs zu sein. Seine Funktion besteht vielmehr darin, durch seine Erwähnung (nicht seinen Gebrauch), ein Bekenntnis zu einem bestimmten Sozialkonstruktivismus und einer bestimmten gesellschaftspolitischen Ausrichtung zu formulieren.

§14 Die Schattenseite des Ideals Der historisch wirkungsmächtige Aufsatz »The Mediation Alternative« von Trina Grillo enthält neben einer Reihe weiterer höchst bedenkenswerter Beobachtungen die Behauptung, in der Mediation müssten qua ihres Settings »Diskussionen über Prinzipien, Schuld und Rechte, wie sie im Kontext des streitigen Gerichtsverfahrens geführt werden, heruntergespielt oder vermieden werden« (Grillo 2001 : 95). Sie sieht darin eine Schattenseite jener Idealvorstellung einer auf den konkreten Einzelfall zugeschnittenen Konfliktbearbeitungsmethode, wie sie z.B. Mary Parker Follett vertritt (cf. §7). Wird der Konflikt »als persönlicher Streit dargestellt« (ebd. : 95), in dem es kein von den Parteien unabhängiges ›richtig‹ oder ›falsch‹ gibt, besteht die Gefahr, dass die vielgepriesene Allparteilichkeit zur Ungerechtigkeit wird. Diese Gefahr kann nur sehen, wer ein objektives ethisches Fundament annimmt, das es erlaubt, für alle verbindliche Standards zu formulieren (Bei Grillo ist die entsprechende Instanz die Gesellschaft (cf. ebd. : 96)). Da nun der Feminismus ein bestimmtes – wenngleich je nach Spielart verschiedenes – Wertesystem und Gesellschaftsbild vertritt, kann aus seiner Sicht eine Einigung nicht allein schon aufgrund der Tatsache gut sein, dass sie von allen Beteiligten akzeptiert wird.

§15 Qualität statt Quantität Gegen anekdotische Ausführungen (z.B. Tannen 1991 : 86) zu angeblichen Unterschieden im Konfliktverhalten zwischen Männern und Frauen mag man den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit erheben. Durch ihre lediglich qualitative Reichweite könnten eher Stereotype gefördert werden, statt die Wahrheit ans Licht zu bringen. Nur quantitative Untersuchungen könnten Aufschluss darüber geben, ob wirklich die *Mehrheit* der Männer bzw. Frauen bestimmte Verhaltensweisen zeigt. Dafür müssen die qualitativen Begriffe so operationalisiert werden, dass Instanzen gezeigten Verhaltens in bestimmten Kategorien gefasst und gezählt (quantifiziert) werden können. Die Untersuchung von Pines, Gat und Tal (2002) verließ sich dabei auf die Intuitionen zweier weiblicher (!) Berater (ebd. : 7), die aufeinander geeicht wurden, also mit großer Übereinstimmung kategorisierten. Dies heißt aber nicht, dass ihre Einschätzungen von der Mehrheit der Bevölkerung geteilt würden oder auch nur von dem Leser, der die Ergebnisse der Studie nutzen will. Mir ist z.B. nicht verständlich, wie folgende Aussage einer Frau trotz des Bezugs auf Pflicht als ein relationales statt legalistisches Argument kategorisiert werden konnte: »You have a duty to continue taking care of me. You are a miser. The children and I got used to a certain standard of living. (relational)« (ebd. : 31).

Insgesamt halte ich – ohne hier ausführlich dafür argumentieren zu können – rein qualitative Ansätze wie den von Tannen für in der Praxis hilfreicher. Insbesondere dann, wenn man von der Geschlechterfrage abstrahiert und mit der inneren Einstellung an die Texte herangeht, dass hier nur verschiedene Kommunikationstypen beschrieben werden. Selbst wenn man in der Mediation mit der Hypothese startet, ein konkreter Mann würde sich »typisch männlich« verhalten, kann man diese im Allgemeinen rechtzeitig fallen lassen, wenn ein anderer Typ sein tatsächliches Verhalten besser beschreibt.

KVIIB10 – Co-Mediation

§16 »Rein hypothetisch gesprochen...« Ed Watzkes Intervention des »reflecting team« lebt davon, dass die Aussagen der Mediatoren »rein hypothetisch« vorgetragen werden; sie »weisen von vornherein jeglichen Anspruch auf Gültigkeit von sich« (cf. Watzke 2004 : 39). Zwar wird dies den Medianden ausdrücklich vorab mitgeteilt; der hypothetische Status scheint den Aussagen aber auch deshalb leichter gegeben werden zu können, weil sie eben nicht monologisch *hingestellt*, sondern dem Ko-Mediator *zur Diskussion gestellt* werden.

Unabhängig davon scheint mir die Methode aus dem gleichen Grund verdächtig, der auch schon in §4 angeschnitten wurde. Joule und Beauvois (2002 : 73sq) stellen empirisch fest, dass die Betonung der Freiwilligkeit die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass eine Angebot angenommen wird. Analog könnte die ostensive Qualifikation einer Aussage als »rein hypothetisch« die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass diese überhaupt einmal als möglicherweise zutreffend in Betracht gezogen wird, während Deutungen mit Wahrheitsanspruch eher reflexartige Abwehrreaktionen auslösen können. Die Methode ist sicherlich gewinnbringend einzusetzen, birgt aber m.E. durchaus ein Potential zum manipulativen Missbrauch, das demjenigen der Techniken unter §4 vergleichbar ist.

§17 Co-Mediation für Anfänger Am Ende der Praxisausbildung stellt sich für mich natürlicherweise die Frage, wie erste Praxis jenseits der bisherigen Trockenübungen gesammelt werden kann. Die Beschreibung der »Methode der Ko-Therapie als besonders vorteilhaft für den Anfänger« durch Yalom (1999 : 436) lässt sich wohl vom Kontext der Lehrtherapie auf denjenigen der Lehrmediation übertragen. Tatsächlich stand mir bei Rollenspielen der Druck, alleine für den gesamten Prozess verantwortlich zu sein, häufig im Weg. Oftmals war es der Zweifel an eigentlich hilfreichen Interventionen, der ihre tatsächliche Wirkung beeinträchtigte, weil ich sie nicht mit der entsprechenden Überzeugung »rüberbringen« konnte.

So sehr ich aus diesem Grund von einer asymmetrischen Situation mit einem weitaus erfahreneren Mediator profitieren könnte, so sehr könnte sich bei einer symmetrischen Situation das Gegenteil ergeben. In Rollenspielen mit Ko-Mediator habe ich immer wieder festgestellt, dass ich bei einem symmetrischen Verhältnis zu meinem Kollegen (mit dem ich auch noch in der gleichen Ausbildungsgruppe war), unweigerlich zu einer Konkurrenz tendiere, die sich auf den Prozess schädlich auswirkt. Ich beherzige hier den Rat von Troja (2005 : 163): »Zur Klärung der eigenen Teamfähigkeit in der Mediation gehört die selbstkritische Prüfung, ob man innerlich wirklich überzeugt ist, dass auch eine andere Art und Weise als die eigene zum Ziel führen kann«.

§18 Aus welchem Stall kommst du? Während Yalom (1999 : 438) mit Bezug auf die Ko-Therapie unterschiedliche theoretische Ausrichtungen als »die häufigste Quelle der Unzufriedenheit« anführt, betont Trenczek (2010 : 117) die Chancen: »Durch Co-Mediation, besonders mit Kollegen/innen mit unterschiedlichen professionellen Hintergründen, wird ein nicht nur Mindest-, sondern Qualitätsstandards entsprechender Service eher gewährleistet«. Nimmt man an, dass keine der beiden Ansichten uneingeschränkt auf Ko-Mediation zutrifft, so stellt sich automatisch die Frage nach einem Kriterium dafür, wann theoretische Differenzen zum Problem werden, wann sie ohne Einfluss bleiben und wann sie sogar schaden. Ein rein quantitatives Kriterium wäre hier wenig befriedigend. Interessanter ist der Versuch einer qualitativen Antwort von Troja (2005 : 163), der eine einheitliche Einstellung zum Stellenwert von Interessenhebungen als entscheidend für eine gelingende Zusammenarbeit heraushebt. Ein interessenfokussierter Mediator könnte demnach kaum mit einem Kollegen zusammenarbeiten, der sich mehr an den ursprünglichen Positionen orientiert.

Trojas Vorschlag scheint mir in der Tat ein notwendiges Kriterium für Ko-Mediation abzugeben, nicht aber ein hinreichendes. So sollte m.E. auch eine weitreichende Einigkeit in der Frage nach einem evaluativen bzw. fazilitativen Stil bestehen.

Anmerkungen

¹Gulliver gebraucht die Begriffe austauschbar (cf. Gulliver 1979 : 214).

²»Another obstacle to integration is that the matter in dispute is often theorized over instead of being taken up as a proposed activity I have been interested to watch how often disagreement disappears when theorizing ends and the question is of some definite activity to be undertaken.« (Davis 1989 : 226)

³<http://www.cpradr.org/PracticeAreas/ADRPLEDGES/WhysignthePledge.aspx>

⁴ So verwerfen Stephan und Braun (2006 : 3) den Ausdruck »Geschlechterverhältnisse« wegen seiner Ungenauigkeit, stellen aber drei Seiten später fest, »daß die Gesetze, die über das *Verhältnis der Geschlechter* bestimmen, den Kern jeder Gemeinschaftsordnung bilden« (ebd. : 5). Sie benutzen also den soeben verworfenen deutschen Begriff zur Bezeichnung dessen, was mit >gender< gemeint sein soll.

Literatur

- Baer, Harold (2001). »History, Process, and a Role for Judges in Mediating Their Own Cases«. In: *NYU Ann. Surv. Am. L.* 58, S. 131.
- Breidenbach, Stephan und Ulla Gläßer (1999). »Selbstbestimmung und Selbstverantwortung im Spektrum der Mediationsziele«. In: *KON:SENS—Zeitschrift für Mediation* 4, S. 207–212.
- Colson, Elizabeth (1995). »The Contentiousness of Disputes«. In: *Understanding Disputes. The Politics of Argument*. Hrsg. von Pat Caplan. Oxford: Berg. Kap. 4, S. 65–82.
- Dauner, Friedrich (2010). »Professionalisierung – ein Weg für die Mediation? Mediation auf dem Weg zur Profession?«. In: *Professionalisierung und Mediation*. Hrsg. von Katharina Gräfin von Schlieffen. München: Beck, S. 1–13.
- Davis, Albie M (1989). »An Interview with Mary Parker Follett«. In: *Negotiation Journal* 5,3, S. 223–235.
- Della Noce, Dorothy J (2001). »Mediation Theory and Policy. The Legacy of the Pound Conference«. In: *Ohio St. J. Disp. Resol.* 17, S. 545.
- Fietkau, Hans-Joachim, Andrea Renz und Matthias Trénel (2001). »Online-Mediation in öffentlichen Konfliktlagen«. In: *Zeitschrift für Konfliktmanagement* 4,3, S. 132–135.
- Geiseler, Jens (2013). »Meta-Ziele der Mediation – Versuch einer Systematisierung«. In: *Zeitschrift für Konfliktmanagement* 4, S. 119–121.
- Grillo, Trina (2001). »Mediation als Alternative?«. In: *Streit* 3/4, S. 91–103; 140–148.
- Gulliver, Philip Hugh (1979). *Disputes and Negotiations. A Cross-Cultural Perspective*. Academic Press New York.
- Joule, Robert-Vincent und Jean-Léon Beauvois (2002). *Petit traité de manipulation à l'usage des honnêtes gens*. PUG.
- Katsh, Ethan (2004). »Bringing Online Dispute Resolution to Virtual Worlds. Creating Processes Through Code«. In: *NYL Sch. L. Rev.* 49, S. 271.
- Kriegel-Schmidt, Katharina (2012). *Interkulturelle Mediation: Plädoyer für ein Perspektiven-reflexives Modell*. Bd. 9. LIT Verlag Münster.
- Maiwald, Kai Olaf (2004). *Professionalisierung im modernen Berufssystem. Das Beispiel der Familienmediation*. VS Verlag.

- Nader, Laura und Jay Ou (1998). »Idealization and Power. Legality and Tradition in Native American Law«. In: *Okla. City UL Rev.* 23, S. 13.
- Patera, Mario (2001). »Reflexionskompetenz – Qualitätskriterium für (künftige) MediatorInnen«. In: *Zeitschrift für Konflikt-Management* 5, S. 226–229.
- Pines, Ayala Malach, Hamutal Gat und Yael Tal (2002). »Gender Differences in Content and Style of Argument Between Couples During Divorce Mediation«. In: *Conflict Resolution Quarterly* 20.1, S. 23–50.
- Rickert, Anne (2009). »Online-Mediation im virtuellen Raum. Chancen und Grenzen von Web Conferencing Software für Mediationsverfahren«. In: *Zeitschrift für Konfliktmanagement* 6, S. 168–171.
- Sprondel, Walter M. (1979). »»Experte« und »Laie«. Zur Entwicklung von Typenbegriffen in der Wissenssoziologie«. In: *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften*. Hrsg. von Walter M. Sprondel und Richard Grathoff. Stuttgart: Enke, S. 140–154.
- Stephan, Inge und Christina von Braun (2006). »Einleitung«. In: *Gender-Studien. Eine Einführung*. Hrsg. von Christina von Stephan Inge und Braun. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler, S. 3–9.
- Stichweh, Rudolf (1994). *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*. Suhrkamp.
- Tannen, Deborah (1991). *You Just Don't Understand. Women and Men in Conversation*. 1. Aufl. Ballantine Books.
- Trenczek, Thomas (2010). »Professionalisierung von Mediatoren«. In: *Professionalisierung und Mediation*. Hrsg. von Katharina Gräfin von Schlieben. C.H.Beck.
- Troja, Markus (2005). »Lehrmodul 3: Co-Mediation«. In: *Zeitschrift für Konfliktmanagement* 5, S. 161–164.
- Watzke, Ed (2004). »Das Gemischte Doppel«. In: *Äquilibristischer Tanz zwischen den Welten*. Hrsg. von Ed Watzke. Mönchengladbach: Forum Verlag Godesberg, S. 30–43.
- Wernicke, Kurt Georg, Hans Booms und Walter Vogel (1975). *Der Parlamentarische Rat, 1948–1949. Akten und Protokolle*. Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Yalom, Irvin D. (1999). *Theorie und Praxis der Gruppenpsychotherapie. Ein Lehrbuch*. 5. Aufl. Pfeiffer bei Klett-Cotta.
- Zehle, Klaus-Olaf (2006). »Außergerichtliche Konfliktbeilegung kraft freiwilliger Selbstverpflichtungen«. In: *Zeitschrift für Konfliktmanagement* 1, S. 22–25.